

1. Oktober

So lasst uns nun mit Freimütigkeit hinzutreten zum Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe! Hebräer 4,16

Gottes Hilfe kommt auf die Minute

Vor über hundert Jahren lebte in Berlin der Pfarrer Büchsel. Man nannte ihn den ‚Alten Büchsel‘. Er war ein lebendiger Christ, der immer fest damit rechnete, dass er von Gott nicht vergessen wird. Er wusste: Gott kann helfen und will helfen. Sein Glaube war groß. Er vertraute Gott.

Hier ist ein Beispiel aus seinem Leben. Anfang Oktober 1855 stand er am Pult seines Arbeitszimmers im Pfarrhaus. Da klopfte jemand an die Tür. „Herein!“, rief er. Wer kam da? Ein ärmlich gekleideter Mann trat ein. Es war der Schneidermeister. Als Büchsel ihn nach dem Grund seines Besuches fragte, erzählte der Schneidermeister: „Herr Pfarrer, Sie kennen mich. Sie wissen, dass ich jeden Sonntag in die Kirche gehe und Gott liebe. Heute ist nun ein schwerer Tag für mich. Ich muss nämlich bis um zwölf Uhr meine Miete bezahlen. Aber ich habe das Geld nicht. Meine Frau ist krank und ich habe sechs Kinder. Wenn ich die Miete nicht bezahle, muss ich aus der Wohnung heraus, das ist bitter.“

Der alte Büchsel ging an seinen Tisch, wo Geld in der Schublade lag und sagte: „Ich will euch helfen, Meister.“

Aber wie erstaunt war der Pfarrer, als der Meister heftig widersprach: „Nein, nein! Deshalb bin ich nicht gekommen.“

Das war dem Pfarrer Büchsel noch nie passiert. Es kamen ja so viele Leute, die eine Unterstützung von ihm haben wollten. Und alle hatten sie diese immer genommen. Er traute seinen Ohren nicht, als er den Schneidermeister reden hörte: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, ich will keine Unterstützung von Ihnen. Die fünfzig Taler, die ich brauche, können Sie mir ja doch nicht geben. Und mit weniger ist mir nicht geholfen. Ich habe heute früh in meiner Bibel gelesen: ‚Rufe mich an am Tag der Not, so will ich dich erretten‘. Gerufen habe ich treulich und ich weiß auch, dass Gott mein Gebet gehört hat. Er wird mein Gebet auch erhören und mir helfen.“ Dann machte der Schneider eine Pause.

Büchsel fragte: „Nanu, und warum sind Sie dann noch zu mir gekommen?“

„Ich komme zu Ihnen hierher ins Pfarrhaus, um von Ihnen zu hören, ob Sie mir nicht sagen können, wie Gott das machen wird. Es ist jetzt gleich 11 Uhr. Bis 12 Uhr ist es nur noch eine Stunde. Wie wird Gott mir helfen?“

Der alte Büchsel lächelte: „Ja, das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Aber helfen wird Gott. Wir brauchen ja nur noch eine Stunde zu warten, dann wissen wir es beide, Sie und ich.“

Der Schneider ging. Etwa zehn Minuten vor zwölf sah der Pfarrer auf die Uhr.

Sein Sohn war inzwischen ins Zimmer getreten. Beide nahmen Hut und Stock und gingen in die Potsdamer Straße, wo der Schneider wohnte. Sie traten in die Stube. Dort lag eine Matratze auf dem Boden, darauf ruhte die kranke Frau. Um sie herum hockten die weinenden Kinder. Ach – was für ein trauriges Bild. Aber der Schneider selbst war nicht da.

Wo war unser Schneider in der Stunde größter Not? Büchsels Sohn ging auf die Straße, um ihn zu suchen. Er fand ihn auch. Er stand an einer stillen Ecke, von der aus man den Kirchturm sehen konnte. Der Schneider sah hinauf zum Turm. Büchsels Sohn ging an ihm vorbei und sah, wie sich seine Lippen bewegten und wie er leise betete: „Rufe mich an am Tag der Not, so will ich dich erretten.“

Jetzt war es nur noch drei Minuten vor zwölf Uhr. Inzwischen war auch Pfarrer Büchsel auf die Straße getreten, um nach dem Schneider zu sehen. Da begegnete ihm eine Dame, die er gut kannte. Während sie zusammen gingen, sagte die Dame: „Gut, dass ich Sie getroffen habe. Mein Mann meinte, heute sei viel Not bei den Menschen, da es der Tag der Mieten ist. Er gab mir einen 50-Talerschein und bat mich, Ihnen den Schein zu bringen. Sie werden schon wissen, wo Sie damit helfen können.“

Eben wollte die Dame dem alten Büchsel das Geld geben, da waren sie bei dem Schneider angekommen. Büchsel wies auf den Schneider und sagte: „Geben Sie das Geld nicht mir, sondern dem da, der hat schon auf Sie gewartet.“ Der Schneider sprach laut: „Rufe mich an am Tag der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich ehren!“ Und da schlug es zwölfmal vom Kirchturm.

Fragen:

1. Von wem bekommt der Pfarrer Besuch?
2. Welches Anliegen hatte der Schneider?
3. Wie half Gott dem Schneider?



2. Oktober

Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren;
 wer aber sein Leben verliert um meinetwillen
 und um des Evangeliums willen, der wird es retten. Markus 8,35

Um des Glaubens willen ...

Henri Millet sitzt im Studierzimmer seines Vaters vor seiner Bibel. Der Vater ist Hugenottenpfarrer eines kleinen Dorfs in den Cevennen und hat ihm die Aufgabe gegeben, einen Psalm zu lernen.

Da geht die Tür auf. Der Vater tritt ein. Sein Gesicht ist ernst. Eine Weile schaut er seinen Jungen an. Dann legt er ihm die Hand auf die Schulter.

„Es sind ernste Nachrichten gekommen, Junge“, sagt er. „Die Regierung verbietet uns, weiterhin unsere Gottesdienste abzuhalten. Soldaten des Königs sind in allen Winkeln des Dorfes, um jeden, der gegen die Befehle des Königs verstößt, zu verhaften. Ohne das Wort Gottes aber kann die Gemeinde nicht leben. Wir müssen unsere Gottesdienste ab jetzt draußen am Bisonkopf, ganz in der Einsamkeit, abhalten.“

Er schweigt eine Weile. Dann fährt er fort: „Mein Junge, bist du bereit, für deinen König Jesus dein Leben zu lassen?“

Da schlägt Henri die Augen nieder. In seinem Inneren kämpft es. Er möchte gerne leben. Dann aber richtet er seine strahlend blauen Augen auf den Vater. „Ich bin bereit, für den, der sein Leben für mich gab, auch mein Leben zu geben“, sagt er.

„Ich brauche einen Boten“, redet der Vater weiter, „der allen in der Gemeinde Bescheid sagt, wo unser Gottesdienst stattfindet. Willst du der Bote sein?“

Henri nickt. In den nächsten Tagen ist er immer wieder unterwegs, um den Versammlungsort weiterzugeben. Als die Gemeinde sich zum ersten Mal am Bisonkopf trifft, ist ein Hirte unter ihnen, der meint: „Hier ist es nicht sicher genug. Ich weiß einen Ort, da werden uns unsere Feinde niemals entdecken. Er liegt noch etwa 20 Minuten in den Wald hinein. Da ist eine große Höhle, in der ich einmal eins meiner verirrtten Schäflein fand. Die Höhle hat den Vorzug, dass sie einen geheimen Ausgang besitzt: Wenn wir einmal überrascht werden sollten, könnten wir dort fliehen.“ Die Gemeinde macht sich unter der Führung des Hirten auf

den Weg. Alle sind froh, den neuen sicheren Versammlungsort gefunden zu haben.

So geht es ein halbes Jahr. Der Sommer ist vergangen, die Ernte eingebracht. Die rauen Stürme des Oktobers sind durch das Land gebraust.

Dann kommt jedoch ein Sonntag, an dem die Gemeinde mit Schrecken erkennt, dass ihr Zufluchtsort entdeckt ist. Ganz plötzlich kommt mitten im Gottesdienst eine Frau, die früher selbst einmal zu den Hugenotten gehörte, dann aber aus Furcht wieder zum alten Glauben übertrat.

Nach dem Gottesdienst fragt der Pfarrer sie aus, wie sie die Höhle gefunden habe.

Sie erzählt, dass sie Henri, der zuletzt aus dem Dorf ging, gefolgt und dann dem Schall des Gesangs nachgegangen sei. Sie verspricht hoch und heilig, nichts zu verraten.

Aber Pfarrer Millet ist es ängstlich zumute. „Ich glaube, dass uns eine große Gefahr droht“, sagt er. „Wir müssen noch vorsichtiger sein. Am nächsten Sonntag wollen wir den Gottesdienst zu einer anderen Zeit abhalten. Vielleicht ist es sogar ratsam, wenn wir ihn an einem Wochentag abhalten und wir müssen jetzt auch regelmäßig einen Posten aufstellen, der uns im Augenblick der Gefahr warnt.“

Schon bald zeigt sich, dass der Pfarrer sich nicht getäuscht hat. Der nächste Gottesdienst ist für Sonntagnachmittag angesetzt. Diesmal ist die Frau nicht da. Henri hat Wache. Der Vater gibt ihm eine schrille Flöte, durch deren Pfiff er die anderen warnen kann.

Henri sitzt auf einem großen Felsvorsprung. Es ist kalt. Er hat einen alten Mantel des Vaters umgelegt, damit der Wind nicht so sehr an ihn heran kommt. Leise fällt der Regen. Aus der Höhle hört Henri die Stimme des Vaters. Der liest den dreiundzwanzigsten Psalm. „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grünen Auen und führt mich zu stillen Wassern.“



Dann predigt der Vater: „Haben wir es nicht immer wieder aufs Neue erlebt, wie wunderbar Gott uns behütet und bewahrt hat?“ Er erinnert an all die gnädige Hilfe der vergangenen Zeit. „Und wenn er uns in den kommenden Tagen in größere Dunkelheit hineinführen sollte“, sagt er dann, „wollen wir dann schwach werden? Er kann uns auch im Angesicht unserer Feinde den Tisch decken. Von uns erwartet er nur eins: Treue!“

Die Stimme des Vaters wird leiser. Henri versteht sie nicht mehr richtig. Plötzlich aber schreckt er auf. Was war das? Knackte nicht irgendwo ein Zweig? Er lauscht nach rechts in den Wald hinein. Er strengt seine Augen an. Er kann nichts sehen. Eine Weile herrscht tiefes Schweigen. Wieder hört er von unten die Stimme des Vaters. Der Pfarrer spricht den Segen. Während Henri still das Haupt neigt, während er sich mit unter die Segensworte des Vaters stellt, hört er plötzlich wieder das Knacken der Zweige, und ehe er sich's versieht, steht ein Soldat neben ihm. Der schaut ihn ganz grimmig an. Henri fährt der Schrecken durch alle Glieder. Da packt ihn der Soldat auch schon am Kragen. „Kein Laut, Bursche“, flüstert der Soldat, „oder du bist verloren!“

Von unten klingt ein Lied herauf, man kann es ganz deutlich vernehmen.

„Nun ist alles aus“, denkt Henri, denn in diesem Augenblick sieht er im Tal eine größere Abteilung Soldaten auf sie zureiten. Bald werden sie die Höhle umstellt haben. Dann gibt es keine Rettung mehr.

Er denkt an das, was der Vater ihm von den Verfolgungen in den anderen Gemeinden des Landes erzählt hat. Er weiß, dass man zu Hunderten und Tausenden die Gläubigen niedergemetzelt hat, dass man keinen begnadigt hat, wo immer man sie irgendwo im Gottesdienst fand.

Aber er weiß auch, dass ein Pfiff von ihm die versammelte Gemeinde retten könnte. Er denkt an den verborgenen Ausgang. Er weiß, dass der Pfiff ihm das Leben kosten wird. Aber er ist bereit, für Brüder und Schwestern zu sterben, er ist bereit, für seinen Herrn zu sterben.

Ehe sich der Soldat versieht, hat er seine Pfeife gegriffen. Dann schrillt ein lauter Ton auf. Unten in der Höhle zucken sie zusammen. Oben aber stößt der Soldat mit seinem Dolch auf den Jungen ein.

„Elender Bursche!“, schimpft er. „Das hast du nicht umsonst getan!“ Dann schleudert er Henri mit kräftiger Hand in den Abgrund.

Dann läuft er los, aber ehe er den Haupteingang der Höhle entdeckt und ehe die Soldaten herbeigekommen sind, hat die Gemeinde die Höhle bereits verlassen können. Auf geheimen Wegen nähert sich jeder dem

Dorf und als eine Stunde später die Soldatenabteilung ins Dorf einreitet, ist alles wieder der friedlichen Beschäftigung nachgegangen. Niemand merkt und ahnt mehr etwas davon, dass die ganze Gemeinde vor einer Stunde noch zum Gottesdienst versammelt gewesen ist.

Die Soldaten haben in der Höhle nichts anderes gefunden als das große Bibelbuch. An ihm lassen sie ihre Wut aus. Schimpfend ziehen sie danach durchs Dorf.

„Wir kommen wieder“, rufen sie, „aber dann sollt ihr uns nicht entweichen!“

Währenddessen liegt der Pfarrer daheim auf seinen Knien. Er ringt mit seinem Gott um das Leben seines Sohnes. Er weiß ja nicht, was mit ihm geschehen ist, aber das ist ihm ganz klar, nur ein Wunder Gottes kann ihn gerettet haben.

„Herr, wenn es dein Wille ist“, betet er, „dann lass mir den Jungen. Du weißt, er ist mein einziger menschlicher Trost hier im Leben.“

Aber der Vater ringt sich dann auch zu dem Bekenntnis durch: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe, Herr!“

Kaum ist der letzte Hufschlag der abrückenden Soldatenabteilung verklungen, da macht sich Pfarrer Millet auf den Weg, um seinen Jungen zu suchen. Er ist noch nicht weit im Wald, da kommen auch schon einige Männer hinter ihm her.

„Wir wollen Ihnen helfen, Herr Pfarrer“, sagen sie. Bis zur Höhle wandern die Gläubigen schweigend nebeneinander. In der Höhle sehen sie mit Grauen die Verwüstung, die die Soldaten angerichtet haben. Henri finden sie aber nicht. Der Pfarrer ruft, doch er erhält keine Antwort.

Dann steht einer der Männer auf dem Felsvorsprung, auf dem Henri während des Gottesdienstes gesessen hatte. Er schaut hinab in die Tiefe und da entdeckt er an einem Baum, der aus dem Felsen hervorgewachsen ist, etwas Dunkles. Er ruft die anderen herbei und sie halten ihn fest, so dass er sich weiter über den Felsen hinabbeugen kann. Nun kann er besser sehen.

Henri ist mit seiner Kleidung an einem Ast des Baumes hängengeblieben. Da schwebt er zwischen Himmel und Erde. Er rührt sich nicht.

„Ich glaube, er ist tot“, sagt der Mann traurig.

Einige eilen ins Dorf zurück und holen Stricke und Leitern. Pfarrer Millet kommen die Minuten wie Stunden vor und die Stunde, die es dauert, bis die Leute zurückkehren, scheint ihm eine Ewigkeit. Endlich sind sie mit den Werkzeugen da. Einer wird am Strick herabgelassen. Er befreit den Jungen aus seiner Lage. Als er ihn im Arm hat, schlägt Henri die Augen auf.

„Er lebt! Er lebt!“, schreit der Retter zum Felsen hinauf. Oben legt man den Jungen auf eine Lichtung. Seine ganze Kleidung ist vom Blut rot gefärbt. Man zieht ihm das Hemd aus. Deutlich ist die Stelle sichtbar, wo der Dolch in die Brust des Jungen eingedrungen ist. Aber schon bald hat Pfarrer Millet festgestellt, dass der Stich nicht tief gegangen ist. Der Dolch ist an einer Rippe abgeglitten.

Notdürftig wird der Junge verbunden. Dann stellen die Männer aus Baumzweigen eine Trage her und befördern den kleinen Helden still heim. Henri erholt sich schneller, als man gedacht hatte. Bald schon kann er erzählen, wie der Soldat auf ihn eingestochen und ihn dann die Schlucht hinabgestürzt hat. Weiter weiß er nichts mehr. Da hat er die Besinnung verloren.

„Gott aber hat über dir gewacht“, sagt der Vater. „Er hat dich mir noch erhalten wollen. Ihm wollen wir danken.“

Gemeinsam danken Vater und Sohn Gott für die Bewahrung. Für die Gemeinde ist hier nicht mehr länger der Platz. Der Pfarrer merkt, dass er und seine Getreuen jetzt von allen Seiten beobachtet werden. Es findet sich kaum noch eine Gelegenheit, dass man zusammenkommen kann. Da ruft er eines Tages an einem geheimen Ort die Ältesten zu sich.

„Wir müssen auswandern“, sagt er, „es ist die letzte Möglichkeit zur Rettung und zur Wahrung unseres Glaubens.“

Einige können sich von Heimat und Vaterhaus noch nicht trennen. Doch das, was der Pfarrer vorbringt, überwindet auch sie.

Und dann verlassen in stürmischer Winternacht ganz heimlich die Verfolgten ihre Häuser. Nur das Notwendigste nehmen sie mit. Auf geheimen Wegen schlagen sie sich durch das Gebirge und wenden sich dann in Richtung Osten der Grenze zu. Sie erreichen sie glücklich, und als sie sich endlich jenseits des Rheins in Sicherheit wissen, da sinken sie auf ihre Knie nieder und danken Gott, der sie so wunderbar gerettet hat.

In Erlangen findet Pfarrer Millet mit seinem Sohn eine neue Heimat. Hier gibt der geflüchtete Pfarrer französischen Sprachunterricht. Henri aber wächst heran und ist ein treuer Zeuge seines Heilandes geworden.

Fragen:

1. Welche Frage stellt der Pfarrer seinem Sohn, als die Verfolgung anfängt?
2. Welchen Entschluss fasst Henry, als er von den Soldaten überrascht wird?
3. Welche Folgen hat es für ihn?



3. Oktober

So ist auch die Zunge ein kleines Glied und rühmt sich doch großer Dinge. Siehe, ein kleines Feuer - welch großen Wald zündet es an!

Jakobus 3,5

Schlimme Aussaat

Im Grunde ihres Herzens war Frau Barbara nicht bössartig, sondern nur oberflächlich, gedankenlos, überaus neugierig und schwatzhaft. Dadurch aber war sie zum Schrecken des Städtchens geworden, in dem sie wohnte. Es gab nichts, was sich in der Ortschaft zutrug, kein Ereignis im Privatleben ihrer Mitbürger, das Frau Barbara nicht erfahren hätte, denn sie besaß ein außergewöhnliches Geschick, all diese Dinge aufzuspüren. Wenn sich in ihrem Wissen doch irgendwie und irgendwo noch eine Lücke zeigte, so half sie eben mit ihrer regen Fantasie ein wenig nach. Natürlich war sie eifrig damit beschäftigt, ihre Neuigkeiten an den Mann bzw. an die Frau zu bringen, was ihr dadurch erleichtert wurde, dass es leider für die meisten Menschen einen gewissen Reiz besitzt, allerlei Dinge über ihre Mitmenschen zu erfahren. So fand sie bedauerlicherweise mehr offene Ohren, als es für das allgemeine Wohl dienlich war und wie es wohl auch heute noch an vielen Orten ist.

Frau Barbara übernahm also in ihrem Heimatort gewissermaßen die Funktion einer Boulevardzeitung und ihr Tag war mit der Ausübung dieses ‚Nachrichtendienstes‘ manchmal so ausgefüllt, dass ihr kaum Zeit für die notwendigen Arbeiten in ihrem Haushalt übrigblieb. Die Folgen kann man sich zur Genüge ausmalen. Es gab kaum ein Missverständnis oder einen Streit im Ort, bei dem man, wenn man seinem Ursprung nachging, nicht auf Frau Barbara stieß.

Unsere Geschichte spielte sich vor ungefähr 200 Jahren ab, es wird jedoch behauptet, dass es auch in unseren Tagen noch Leute wie Frau Barbara gibt.

Da hatte sie wieder einmal großes Unheil angerichtet. Durch ein Gerücht, das dank ihrer unermüdlichen Zunge im ganzen Ort die Runde machte, waren sich zunächst zwei angesehene Bürgersfrauen in die Haa-

re geraten. Wie es in so einem Fall nicht anders möglich ist, wurden auch die Ehemänner in den Streit hineingezogen. Er breitete sich auf beide Verwandtschaften aus, bis sich im Ort schließlich zwei Parteien gegenüberstanden und das Feuer der Zwietracht hell aufloderte.

Diesmal war es besonders arg geworden und Frau Barbara selbst fühlte sich etwas schuldig. Es war ihr nicht wohl zumute und sie bereute es, ihrer Zunge so freien Lauf gelassen zu haben. Aber das machte es nicht ungeschehen. Außerdem bedauerte sie lediglich die Folgen ihrer Handlungsweise, nicht aber ihre Schwatzhaftigkeit selbst. Eine derartige Reue hat natürlich wenig Wert, da sie nicht die Garantie bietet, dass die verwerfliche Tat das nächste Mal tatsächlich unterlassen wird.

Die Lage wurde schließlich so angespannt, dass der Bürgermeister des Städtchens, der ein sehr kluger Mann war, in die Angelegenheit eingriff und zwischen den streitenden Parteien vermittelte. Dann aber wollte er Frau Barbara endlich einmal eine Lehre erteilen und ließ sie zu sich rufen.

Man kann sich vorstellen, dass ihr Gewissen schlug und sie nur schweren Herzens der Einladung folgte. Sie rechnete mit einer strengen Verwarnung, wenn nicht gar mit einer gerichtlichen Klage. So klopfte sie am nächsten Tag sehr zaghaft, wie es sonst nicht ihre Art war, an die Tür des bürgermeisterlichen Amtszimmers und trat bescheiden ein.

Wie groß war aber ihr Erstaunen, als der Bürgermeister nach kurzem Gruß und ohne viel zu sagen, eine Schublade seines Schreibtisches öffnete. Er entnahm ihr einige reife Distelköpfe, die er Frau Barbara aushändigte. Er gab ihr dabei die Anweisung, den Samen dieser Disteln vor den Mauern der Stadt auszustreuen und am nächsten Tag wiederzukommen, um ihm die Ausführung des Auftrags zu melden. Damit war sie entlassen.

Frau Barbara konnte sich nicht genug über die sonderbare Arbeit wundern, die ihr befohlen worden war; im Übrigen aber war sie froh, so gut davongekommen zu sein, und begab sich hinaus auf die Felder, wo sie den Distelsamen weisungsgemäß ausstreute. Am nächsten Tag erschien sie wieder beim Bürgermeister und berichtete: „Ich habe getan, wie Ihr befohlen habt.“

Der Bürgermeister nickte, dann gebot er weiter: „Ihr geht wieder hinaus auf die Felder, lest den Samen auf, den Ihr gestern ausgestreut habt und bringt ihn zurück. Aber wohlgemerkt: nicht ein Körnchen darf fehlen!“

Frau Barbara starrte den Bürgermeister entsetzt an, denn sie glaubte, er habe plötzlich den Verstand verloren. Endlich brachte sie stotternd hervor:

„Aber – aber – Herr Bürgermeister, was Ihr da verlangt, das ist doch – rein – unmöglich auszuführen!“

Der grauhaarige Bürgermeister sah die Frau ernst an, als er erwiderte: „So, das ist unmöglich, meint Ihr? Wisst Ihr aber auch, dass Ihr seit Jahr und Tag viel Schlimmeres ausgestreut habt, als den Distelsamen, den Ihr gestern in die Felder warft? Gerüchte, die meist jeder Grundlage entbehrten, Verdächtigungen, die den guten Ruf anderer Menschen schädigten, versteckte Anspielungen auf Geheimnisse Eurer Mitbürger – das alles habt Ihr in den Wind gestreut wie gestern den Distelsamen. Diese Aussaat hat Wurzeln geschlagen und beginnt, eine schlimme Ernte zu werden. Wer könnte all die unnützen Worte, die Ihr im Laufe der Zeit gesprochen habt, auflösen und unschädlich machen? Ihr selbst könnt es nicht, und auch ich bin dazu nicht imstande. Selbst wenn es mir gelingt, den Streit zu schlichten und das Schlimmste zu verhindern, bleiben doch Verbitterung und Argwohn in den Herzen zurück. Das bisherige Vertrauen zwischen den Familien ist zerstört – vorläufig wenigstens, vielleicht sogar für immer. Wie wollt Ihr das jemals vor Gericht verantworten?“

Frau Barbara war völlig niedergeschmettert und konnte nichts erwidern. Der Bürgermeister aber fuhr in milderem Ton fort:

„Es hat wenig Zweck, Euch Vorwürfe wegen des Vergangenen zu machen. Das lässt sich nicht mehr ändern. Aber lasst Euch dies zur Warnung dienen und hütet Eure Zunge! Es könnte sonst sein, dass Ihr selbst einmal an der Ernte Eurer bösen Saat beteiligt seid.“

Die Schwätzerin stand so geknickt vor dem Bürgermeister, dass er sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

„Für heute mag dieser Verweis genügen“, sagte er und fuhr fort: „Sobald ich aber noch einmal erfahre, dass Ihr, Frau Barbara, einen neuen Klatsch in die Welt setzt, dann lasse ich Euch an den Pranger stellen, damit alle Einwohner sehen, wer seine böse Zunge nicht im Zaum halten kann.“

Frau Barbara versprach hoch und heilig, sich bessern zu wollen, und da der Chronist hier seinen Bericht abbricht, nehmen wir an, dass sie ihr Wort gehalten hat.

Fragen:

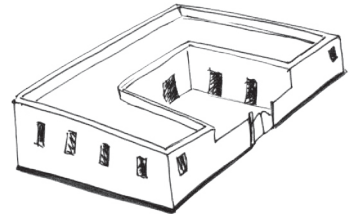
1. Womit verbrachte Frau Barbara ihre Tage?
2. Was sollte sie mit den Distelsamen tun, nachdem sie sie ausgestreut hatte?
3. Welches Versprechen gab Frau Barbara dem Bürgermeister?

4. Oktober

Und die Leute werden sich gegenseitig bedrängen, einer den anderen, jeder seinen Nächsten ... Jesaja 3,5a

Malme Habsah und der Beduinen-Sheikh, Teil 1

Am Ufer des Toten Meeres stand ein einstöckiges Haus aus grauen Steinen mit einem flachen Dach – ein Missionshaus. Alle Räume hatten ihre Türen zu einem kleinen Hof hinaus. Von dort gelangte man durch ein kleines Tor auf die Straße. Die weiß getünchten Wände gaben dem Haus etwas sehr Freundliches. Es war ganz anders als die Häuser ringsum.



Seit etwa zehn Jahren wurde diese Missionsschule von zwei Missionarinnen geleitet. Ungefähr zehn Beduinenmädchen von acht bis zwölf Jahren wurden dort erzogen und außerdem ein vierzehnjähriges Mädchen, das einer vornehmen griechisch-christlichen Familie der Stadt angehörte. Sie hieß Malme Habsah. Unter der Leitung von Frau Peterson, einer der beiden Missionarinnen, wurde sie ausgebildet und unterrichtete nun die kleinsten Schülerinnen.

Ihre beste Freundin war die zwei Jahre jüngere Dalleh. Deren Vater war der große Sheikh der Magalieh, der Herrscherfamilie von el-Karak.

Als die Mädchen an einem heißen Oktobertag in dem großen Schulzimmer saßen und lernten, öffnete Frau Peterson die Tür der Klasse und rief hinein: „Dalleh, ein Bote wartet mit einer Nachricht von deinem Vater draußen im Hof.“ Das Mädchen erhob sich und verließ mit schnellen leichten Schritten die Klasse. Frau Peterson sah ihr ängstlich nach. Vielleicht sollte Dalleh nach Hause zurückkehren, um verheiratet zu werden. Sie war ja nach der Sitte ihres Landes bereits heiratsfähig und die Verheiratung eine übliche Praxis.

Die Sonne brannte heiß und glühend auf das Steinpflaster des Hofes. Dalleh stand am Tor und lauschte den Worten des Boten. In ihren Augen spiegelten sich Schreck und Entsetzen. Dann schüttelte sie so den Kopf, dass die silbernen Ketten an ihrem Hals klirrten. Skander, der Bote, runzelte die Stirn und redete auf sie ein. Schließlich nickte sie mit dem Kopf, winkte ihm ein Lebewohl zu und kehrte zu Frau Peterson zurück.

„Frau Peterson“, sagte sie hastig auf Arabisch, „ich habe eine kleine Schwester. Meine Mutter starb, als sie geboren wurde. Und nun will mein Vater sie für ein paar Tage hierher in die Schule schicken, damit sie mich einmal wiedersieht. Mein Vater hat unsere Mutter am liebsten gehabt von allen seinen Frauen, und deshalb möchte er, dass meine kleine Schwester und ich lesen und schreiben lernen, auch wenn wir nur Mädchen sind. Bitte, Frau Peterson, lass sie ein paar Tage hier wohnen, ich habe sie so lange nicht gesehen!“ Dalleh hatte die schlanken Hände gefaltet und flehentlich emporgehoben, die dunklen Augen sahen bittend in Frau Petersons Gesicht.

„Nun ja, Dalleh“, antwortete diese, „deine kleine Schwester kann hier bleiben. Du kannst im Schulzimmer einen Platz für sie vorbereiten.“ Dalleh ergriff die Hand der Missionarin, küsste sie und drückte sie dann an ihre Stirn. Schnell kehrte sie an ihren Platz auf der niedrigen Holzbank zurück.

Frau Peterson verließ das Schulzimmer und ging über den Hof in ihre kleine Apotheke, um allerlei Arznei für die Kranken vorzubereiten.

Die Sonne brannte noch immer glühend heiß – und mit ihren Strahlen kam ein muffiger Geruch – die Atmosphäre einer alten arabischen Stadt. Die Luft roch nach alten Büchern, wie eine Erinnerung an frühere Zeiten, an alte Städte und Menschen vergangener Jahrhunderte. Im Hof wiegten sich ein paar Stechpalmen müde und träumerisch ganz langsam im sachten Wind und in der Ferne glänzten die kahlen Hügel eintönig und braun im Sonnenlicht.

Als die Handarbeitsstunde beendet war, saß Dalleh an der Mauer und blickte wartend hinaus in Richtung der Felsen und Berge. Malme besprach mit Frau Peterson ihre Aufgaben, und ihr gleichmäßiges Sprechen vermischte sich mit dem Lachen der spielenden Mädchen im Hof.

Da erblickte Dalleh in weiter Ferne undeutlich und verschwommen einen Zug, der sich durch die Felsen wand und langsam näherkam. Um sechs Uhr hatte er fast das Missionshaus erreicht. Dalleh lief aus dem Tor hinaus, und kehrte sehr schnell und zu Frau Petersons großem Erstaunen ganz allein mit der kleinen Schwester in das Haus zurück. Gewöhnlich schickte der Sheikh seine Töchter in Begleitung von sechs bis acht seiner Leute und Frau Peterson hatte schon Vorbereitungen getroffen, sie mit Kaffee zu bewirten. Das Kind war ein schlankes, zartes Geschöpf. Nach der Sitte des Landes trug es ein langes, loses, dunkelblaues Gewand. Vom Kopf fiel ein blauer Schleier herunter, der mit einer Schleife über der Stirn befestigt war. Die Kleine sah erschöpft und müde aus und in den dunklen Augen, die an den Lidern mit Kohle geschwärzt waren, lag ein

erschrockener Ausdruck. Die Mundwinkel zuckten ganz eigentümlich, wie von verhaltenem Weinen, als Dalleh die kleine Schwester zu Frau Peterson brachte, die ihr freundlich die Hand reichte.

Nachdem die Kinder ihr Abendbrot gegessen hatten, das in einem großen Backofen, „taboon“ genannt, täglich gebacken wurde, und nachdem sie gebetet und gesungen hatten, breiteten sie ihre Matratzen auf dem Fußboden des Schulzimmers aus und waren bald alle fest eingeschlafen.

Im Nebenraum unterhielt sich Frau Peterson mit Frau Means, der anderen Missionarin, die spät am Abend von einem entfernten Dorf zurückgekommen war.

„Ich habe unterwegs gehört“, erzählte Frau Means, „dass die Magalieh und die Hamaideh heute miteinander gekämpft haben (beides sind vornehme mohammedanische Familien). Die Fehde wird wohl viele Monate lang dauern. Ein Magalieh hat einen Sohn aus dem Geschlecht der Hamaideh sheiks getötet, und dieser ist noch nicht gerächt worden.“

„Das war es also“, sagte Frau Peterson. „Dalleh hat sich den ganzen Tag lang seltsam verhalten. Ich konnte mir gar nicht denken, was ihr fehlte. Der Bote ihres Vaters muss es ihr heute Morgen erzählt haben, und sie hat dann sicher immer daran denken müssen. Wie diese Kinder doch ihre Geheimnisse zurückhalten können!“

Auch die beiden Missionarinnen gingen am Abend, der arabischen Sitte gemäß, früh schlafen, denn schon beim ersten Morgengrauen standen sie schon wieder auf.

Das Leben im Missionshaus entsprach sowieso ganz den heimatlichen Gebräuchen der Kinder. Sie trugen ihre Nationalkleidung – weite, herabfallende Gewänder aus blauem Baumwollstoff, die in der Taille durch einen weiten Gürtel zusammengehalten wurden. Sie schliefen auf ihren Matratzen auf der Erde, doch mussten sie in der Nacht ihr blaues Gewand mit einem Nachthemd tauschen, was Neuankömmlingen immer wie eine unnütze Verschwendung an Kraft und Zeit vorkam.

Die Beduinenfrauen tragen gewöhnlich sehr lange Gewänder, die oft ringsumher noch über 30 cm auf der Erde liegen und, obgleich sie allen Staub der Straßen und Felder auffangen, Tag und Nacht nicht gewechselt werden.

Am Tag beaufsichtigte und leitete Frau Peterson mit Malmes Hilfe die Schule, während Frau Means die umliegenden Beduinen-Lager und Dörfer besuchte, kranke Frauen und Kinder pflegte und auch Schulstunden abhielt. Sie ritt dann auf einem gutmütigen, grauen Esel und wurde von einer einheimischen Christin begleitet, deren Gesicht und Kleidung

lebhaft an die Zeit von ‚Vater Abraham‘ erinnerte. Meist verbrachten sie dann den ganzen Tag in einem Beduinen-Lager und behandelten die unterschiedlichsten Krankheiten der Frauen und Kinder.

Fragen:

1. Wer wird im Missionshaus erzogen?
2. Welche Bitte richtet Dalleh an Frau Peterson?
3. Was hörte Frau Means unterwegs?

5. Oktober

Errette mich, HERR, von meinen Feinden,
denn bei dir suche ich Schutz! Psalm 143,9

Malme Habsah und der Beduinen-Scheikh, Teil 2

Am Morgen, nachdem Dallehs Schwester angekommen war, erwachte Frau Means mit schlimmen Kopfschmerzen. „Malme Habsah kann heute an meiner Stelle auf dem Esel reiten“, sagte sie. „Zwei Kinder haben kranke Augen, die sorgfältig gewaschen und verbunden werden müssen. Auch nach einem kranken Jungen muss sie sehen. Ich hoffe, er hat nur die Masern, aber Malme kennt sich ebenso gut aus wie ich. Sie kann auch mit den Kindern lesen.“

Frau Peterson ging hinaus, um Malme zu suchen. Sie saß mit Dalleh zusammen in einer Ecke des Hofes, und die beiden Mädchen tuschelten eifrig miteinander. Malme sah ärgerlich aus, als ob sie der Freundin irgendwelche Vorwürfe machte. Dalleh blickte finster und misstrauisch vor sich hin, und die kleine Schwester lehnte sich mit einem halb überlegenen Lächeln auf dem Gesicht gegen die Steinmauer und beobachtete beide.

„Das Kind ist mehr wie ein Junge als wie ein Mädchen“, fuhr es Frau Peterson durch den Sinn. „Malme Habsah!“, rief sie dann mit erhobener Stimme. Diese zuckte zusammen und wandte sich um. „Du musst heute in das Lager der ‚Denrish’s‘ hinunterreiten“, erklärte Frau Peterson, „Frau Means hat Kopfschmerzen und kann es nicht selbst tun. Aber sie wird dir alles erklären.“

„Bitte, Frau Peterson, nicht heute, nicht heute!“, rief Malme erschrocken. Erst dann bemerkte sie das Erstaunen der Missionarin und stockte

plötzlich. „Ich will gleich gehen“, sagte sie. „Ich hab’ nur Angst um diese beiden Kinder hier“, und dabei zeigte sie auf Dalleh und deren kleine Schwester. „Aber bitte, Sitti Peterson (Höflichkeitsanrede), lass niemanden heute hereinkommen, den du nicht kennst.“

Frau Peterson lachte. Sie wusste, dass kein Beduine, wie zornig und erregt er auch sein mag, einer Frau etwas zuleide tun würde. Malme ging, noch immer mit einem Ausdruck von Sorge und Schrecken auf dem Gesicht.

In der Schule verlief alles wie gewöhnlich. Die kleine Schwester saß ruhig neben Dalleh. Sie beobachtete alles um sich herum mit ihren großen, schwarzen Augen. Sie sprach nicht, aber man sah ihrem Gesicht an, dass sie umso mehr dachte. Am Morgen lernten die Kinder lesen, schreiben und rechnen, und nach einer kurzen Mittagspause wurden sie in Handarbeiten und Hauswirtschaft unterrichtet.

Als der Schultag fast zu Ende war, hörte Frau Peterson ein lautes, heftiges Klopfen draußen am Tor. Sie lief schnell auf den Hof.

„Sitti Peterson! Sitti Peterson!“, rief eine Männerstimme. Sie öffnete das Tor. Draußen hielt ein Beduine auf einem unruhigen Pferd. Unter seiner flatternden Abaya (Überwurf) blitzten ein paar am Gürtel befestigte Dolche hervor, und an der Hüfte trug er einen krummen Säbel.

„Marhaba!“ (Willkommen), begrüßte Frau Peterson den Fremden. „Marhabteem!“ (Zweimal willkommen!), lautete die übliche Antwort. „Keef halki?“ (Wie geht es dir?), fragte die Missionarin. – „Mabsout hamdala!“ (Mir geht es gut, Allah sei gelobt!), – und nachdem so die gebräuchliche Begrüßung erfolgt war, rief der Beduine mit erregter Stimme: „Sitti Peterson, du versteckst hier den Khalil ibn Saleh“ (Khalil, den Sohn des Saleh).

Die Missionarin erschrak. Der Beduine gehörte zu dem Geschlecht der Hamaideh. Frau Means hatte ihr ja am vorigen Abend erzählt, dass Saleh, der Sheikh der Magalieh, mit den Hamaideh momentan eine blutige Auseinandersetzung hatte, und Dalleh war seine Tochter.

„Nein“, antwortete sie, „das hier ist eine Mädchenschule. Du weißt wohl, dass es hier keine Männer gibt. Zwei Töchter von Sheikh Saleh sind hier, aber nicht sein Sohn.“

„Doch, er ist hier“, beharrte der Beduine, und auf seinem dunklen, finsternen Gesicht, das die Falten seiner Keffiah (das große Tuch, das von der Kopfbedeckung herunterfällt) umrahmten, lag ein tückischer Ausdruck.

„Ich selbst habe gesehen, wie der Junge diese Richtung einschlug. Er ist sicher zu seiner Schwester gelaufen und nicht in ein fremdes Haus.“

„Er ist nicht hier. Du weißt, dass ich nicht lüge“, antwortete sie. „Ich weiß, dass du nicht lügst, Sitti Peterson; und doch – Khalil ibn Saleh ist hier. Ich muss die Schule durchsuchen.“ Er schwang sich vom Sattel.

„Lass ihn nicht herein! Sitti Peterson, bitte, lass ihn nicht herein!“, flüsterte da eine ängstliche Stimme hinter der Missionarin. Sie wandte sich schnell um. Da stand Dalleh mit bittend erhobenen Händen, in ihrem Blick malte sich Schreck und Entsetzen.

„Warum nicht?“, fragte Frau Peterson. „Khalil ist hier“, flüsterte Dalleh. „Hilf mir bitte! Rette ihn!“ Frau Peterson wurde bleich. Sie wusste, dass Khalil dem Tod geweiht war, sobald er gefunden würde. In dem verzweifelten Wunsch, Zeit zu gewinnen, wandte sie sich schnell wieder zum Tor, gerade noch rechtzeitig, um das Eindringen des Beduinen zu verhindern.

„Hör’!“, rief sie ihm zu. „Es ist eine große Schande für eine Mädchenschule, wenn ein Mann sie durchsucht. Kehr’ zu deinem Sheikh zurück und sag’ ihm, wenn er uns diese Schande antun will, dann soll er selbst kommen. Dich will ich nicht hereinlassen. Und nun geh’ in Frieden, ma al-salam!“ Damit schloss sie das Tor. Sie hörte noch das Klirren seines Säbels und die Hufe seines Pferdes, als er den Hügel hinabritt.

Nun wandte sie sich an Dalleh und sagte ruhig: „Ich hätte nicht gedacht, dass Salehs Sohn sich unter uns Frauen verstecken würde! Ich kann dich und auch deine kleine Schwester beschützen, Dalleh, aber ihr müsst euren Bruder suchen und ihm sagen, dass er in Frieden gehen soll. Du hast die ganze Schule durch ihn in Gefahr gebracht! Er kann nicht länger hier bleiben.“

Mit verhaltenem Schluchzen warf sich Dalleh Frau Peterson zu Füßen. „Bitte, Sitti Peterson, schick’ ihn nicht fort“, flehte sie. „Er ist noch so klein. Und ich wollte ihn so gern retten. Ich habe keine Schwester – das ist Khalil.“ Dann wies sie auf die ‚kleine Schwester‘, die gerade in den Hof trat, das lange Gewand ungeschickt mit einer Hand zusammenfassend. „Er ist hier in der Schule sicher. Der Sheikh der Hamaideh ist ein edler Mann, er wird nie eine Mädchenschule betreten. Der andere Bursche vielleicht“, und dabei machte sie eine halb zornige, halb verächtliche Geste, „er würde wohl auch eine Frau berauben. Wie gut, dass du ihn weggeschickt hast. Wenn Khalil die Schule verlassen muss, wird er getötet.“

„Ich kann dieses kleine Kind nicht dem sicheren Tode preisgeben“, sagte Frau Peterson, „er soll hierbleiben. Aber Dalleh, nun musst du Gott inständig bitten, dass Er uns beschützt. Geh’ jetzt mit den anderen Kindern ins Haus, aber sag ihnen nicht, dass Khalil hier ist. Wenn nur Malme Habsah käme! Sie könnte uns gewiss irgendwie helfen!“

„Malme weiß es. Khalil hat es ihr selbst gestern Abend erzählt“, antwortete Dalleh. „Sie wollte ihn heute Abend wegbringen, ehe die Hamaideh ihn finden könnten.“

Dann stand Frau Peterson allein im Hof. Sie sah ganz blass und traurig aus. So viele Jahre lang hatte sie treu gearbeitet, und nun hatte sie, ohne es zu wissen, gelogen. Aber vielleicht konnte doch noch irgendwie Gutes daraus entstehen.

Die Sonne brannte heiß auf ihren Kopf. Da verließ sie den Hof und folgte Dalleh und den anderen Mädchen. Sie konnte im Augenblick nichts tun, als auf Malme zu warten, die Khalil zu den einheimischen Christen bringen wollte. Da war der Junge sicherer.

Langsam verstrichen die Stunden. Es war schon fünf Uhr. Malme kam immer noch nicht. „Was willst du nun tun, Sitti Peterson?“, fragte Dalleh ängstlich.

„Nichts“, lautete die Antwort. „Wir können nur beten, dass Malme nach Hause kommt, ehe die Hamaideh hier sind.“

Khalil saß hoch oben auf einem der Fensterbretter und sah durch das eiserne Gitter hinüber zu den Hügeln in der Ferne. Von Zeit zu Zeit erblickte man am Horizont einen schwerbeladenen Esel, eine Herde lang-ohriger Schafe oder auch mitunter einen Reiter auf einem wilden Pferd.

Plötzlich schrie das Kind laut auf: „El Hamaideh!“, rief es. „Sie kommen! Seht, da ist Saweilim, und er hat sechs Leute bei sich!“

Furchtlos lehnte sich der Junge gegen das Eisengitter, aber Dalleh holte ihn vom Fenstersims herunter. „Wenn sie dich sehen, habibi“, flüsterte sie. Und dann, zu Frau Peterson gewandt: „Sie kommen, Frau Peterson! Oh, ich bete, dass Gott uns hilft!“

Durchs Fenster beobachtete Frau Peterson den kleinen Zug, der den steilen Abhang herunterkam und dann den Weg in Richtung Stadt einschlug. In zwanzig Minuten würden sie da sein.

Die anderen Kinder waren im Schulzimmer und Frau Means unterrichtete sie. Die Sonne ging unter, und ihre letzten Strahlen vergoldeten in weiter Ferne, am äußersten Horizont, die Stadt Jerusalem auf den jüdischen Bergen. Die Fluten des Toten Meeres, das eben noch ganz rosa war, färbten sich nun blutig rot, so wie es wohl ausgesehen hat, als der König von Moab seinen Sohn auf dieser Mauer opferte. „Bitte, Herr Jesus“, betete Frau Peterson, „lass es nicht zu, dass Khalil getötet wird!“

Plötzlich hörte sie draußen am Tor die Hufe der Pferde. Sie stand auf und richtete sich selbstbewusst auf, als sie dem zornigen Beduinen entgegen-

ging. Von draußen ertönten ein paar schnell auf Arabisch gesprochene Sätze und dann die Stimme des Sheikhs allein, laut und zornig: „Sie hat also gelogen! Ich wusste es ja, dass diese Christen nicht immer die Wahrheit reden!“

„Sie hat nicht gelogen“, antwortete jemand und Frau Peterson schrak zusammen. Es war Malme Habsah.

„Sie wusste nicht, dass Khalil hier war. Ich habe es gewusst, und ich bin heute Morgen weggeritten, ohne es ihr zu sagen. Frau Peterson hat dir gesagt, was sie für wahr hielt; wenn du zornig sein willst, dann auf mich.“

Dann wurde es einen Augenblick still und Frau Peterson hörte von draußen das Flüstern zorniger Stimmen, wie das Summen eines Bienen-schwarms. Dann rief Malme: „Schnell, Frau Peterson, stell’ das Kind ganz allein vor den Eingang!“

Hastig führte Frau Peterson Khalil von seiner Schwester weg. Dieser deutete sie mit einer Handbewegung, Ruhe zu bewahren. Sie öffnete schnell das Tor und ließ das Kind heraus.

Jetzt stand Khalil vor dem Tor. Er hatte das lange blaue Gewand mit jungenhafter Ungeschicklichkeit zusammenge rafft, so dass die bloßen Füße sichtbar waren.

Saweilim stutzte. Seine lebhaften, dunklen Augen blickten zuerst auf das Kind und dann auf Malme. Sein Pferd bäumte sich auf und tänzelte auf dem schmalen Weg, denn es fühlte den festeren Druck der Zügel seines Reiters. Saweilim stützte sich mit den Füßen in die breiten arabischen Steigbügel. Er saß fest und unbeweglich im Sattel und beobachtete den Jungen.

Saweilim war das Abbild eines schönen, vornehmen Beduinen. Seine schlanke, hohe und biegsame Gestalt zeigte eine fast königliche Haltung, ein Erbe seiner Vorfahren, die schon seit Jahrhunderten eine führende Stellung einnahmen. Auf dem Kopf trug er die uralte Kopfbedeckung eines Beduinen, ein schneeweißes, zusammengefaltetes, viereckiges Tuch, das durch eine Art Mütze aus Kamelhaaren festgehalten wurde. Sein Mantel aus dunklen Kamelhaaren verdeckte fast sein langes weißes Hemd. Ein Ledergürtel hielt es zusammen und ein verzierter silberner Dolch blitzte darunter hervor. An seiner Hüfte hing ein funkelnder, krummer Säbel und über der Schulter ein Gewehr. An den Füßen trug er rote Lederstiefel.

Noch immer blickte er auf das Kind. Um sein dunkles, bärtiges Gesicht flatterte seine Keffiah.

Plötzlich riss er den Dolch aus der Scheide, sprang aus dem Sattel, stürzte sich auf Khalil und schrie: „Das ist kein Mädchen, sondern Salehs Sohn!“

Auf diesen Augenblick hatte Malme gewartet. Schnell klammerte sie sich mit beiden Händen an den Gürtel des Sheikhs und rief: „Ana dhakil aleyk!“ Khalil folgte sofort ihrem Beispiel und klammerte sich, über das ungewohnt lange Gewand stolpernd, auch an den Sheikh und wiederholte dieselben Worte, die vielen Menschen in früheren Jahrhunderten Rettung gebracht hatten.

„Ana dhakil aleyk!“ – das heißt: „Ich begeben mich in deinen Schutz!“ Und Khalil fügte schnell hinzu: „Ich bin kein Mädchen, sondern ein Junge!“, und damit riss er den Mädchenschleier vom Kopf.

Saweilim stand unbeweglich. Nur seine lebhaften Augen schossen Blitze auf das Kind, das ihm ruhig ins Gesicht blickte. Der Mädchenschleier lag auf der Erde und Khalils Haar fiel in lieblichen Locken in sein braunes Gesicht. Ungefähr zwei Minuten lang blickten sie einander an, während Malme und der Beduine beobachtend dabei standen und den Ausgang der Situation erwarteten.

Langsam veränderte sich der Ausdruck in Saweilims Gesicht. Der Junge sah ihn noch immer an – furchtlos und fast etwas neugierig.

„Du fürchtest dich nicht?“, fragte der Sheikh.

„Warum sollte ich mich denn fürchten?“, lautete die Antwort. „Du bist ja stark genug, um mich zu beschützen!“

„Weißt du denn nicht, dass dir der Tod sehr nah ist?“

„Ja“, sagte der Junge, „aber die Barmherzigkeit Gottes ist näher!“

Da lachte Saweilim. Khalil stand unter seinem Schutz. Er war im Augenblick sein Eigentum, und er fühlte etwas wie Stolz auf den furchtlosen Jungen. Er wandte sich an seine Leute: „Der Junge wird ein Prophet werden!“, rief er lachend. „Kommt, wir wollen mit Männern kämpfen und nicht mit Kindern!“

Dann wendete er sich zu Khalil, legte die Hand an die Stirn und sagte halb scherzend: „Lebewohl, kleiner Sheikh!“

„Friede sei mit dir!“, antwortete das Kind mit ernster Höflichkeit. „Mögen Gefahren von dir fern bleiben!“

„Nein!“, rief der Sheikh zurück. „Wir Krieger lieben sie! Aber Allah behüte dich!“

Und, noch immer lachend, schwang er sich in den Sattel und ritt mit seinen Leuten auf demselben Weg zurück, auf dem sie gekommen waren.

Malme stieß das Tor auf und trat, gefolgt von Khalil, in den Hof. Da stand Frau Peterson mit gefalteten Händen gegen das Haus gelehnt. Zu ihren Füßen kauerte Dalleh, ihre weit aufgerissenen Augen blickten starr

zum Tor. Als Malme eintrat, sprang sie vom Boden auf, schlang beide Arme um den Hals der Freundin und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Gott hat mir Kraft gegeben“, sagte Malme. „Ich erblickte Saweilim auf den Hügeln und bin sehr schnell geritten, um vor ihm anzukommen. „Kann ich wohl Khalil retten?“, dachte ich bei mir. Und dann fielen mir die Worte ein: „Der Heilige Geist wird euch in derselben Stunde lehren, was ihr sagen sollt!“ Und da musste ich gerade so mit Saweilim reden.“

Dalleh küsste Malmes Hand. „Der Herr sei gelobt!“, sagte sie, und es klang wie ein Gebet. „Ja, der Herr sei gelobt!“, wiederholte Frau Peterson.

Fragen:

1. Wer versteckte sich nach Angabe des Beduinen bei den Missionarinnen?
2. Was machten Malme und Khalil als der Scheikh sich auf den Jungen stürzte?
3. Wer hatte Malme Kraft gegeben, so zu sprechen, wie sie gesprochen hatte?



6. Oktober

Sondern du sollst ihm willig geben, und dein Herz soll nicht verdrießlich sein, wenn du ihm gibst; denn dafür wird der HERR, dein Gott, dich segnen in all deinem Tun und in allem, was du unternimmst. 5. Mose 15,10

Eine Missionskartoffel

Es war keine große Kirche mit feiner Ausstattung. Kein Läufer bedeckte den Fußboden und die Wände waren nicht prächtig bemalt. Es war nur ein einfaches Versammlungshaus, in dem jeden Sonntag der Gottesdienst abgehalten wurde. Auch Jakob und Berthold nahmen jede Woche daran teil.

Am heutigen Sonntag standen sie bis zum Beginn der Sonntagsschule bei dem viereckigen Ofen und sprachen über die Missionssammlung, die stattfinden sollte. Es war für die arme Gemeinde etwas Neues. Sie waren gewohnt, dass Sammlungen für sie veranstaltet wurden. Doch auch sie